

Frank Vogelsang

Identität in einer offenen Wirklichkeit

FERMENTA PHILOSOPHICA



In der Moderne kommt der Frage nach der Identität eine besondere Bedeutung zu. Antworten auf die Frage »Wer bin ich?« sind immer weniger durch kulturelle Traditionen geprägt. Dieser Verlust kann philosophisch als Gewinn gedeutet werden, wenn er den Blick für unsere menschliche Situation öffnet. Der gegenwärtig populäre Ansatz beim Individuum als Ausgangspunkt für die Frage nach der Identität verkennt jedoch die Bedingungen der leiblichen Existenz. Arbeiten von Merleau-Ponty und Waldenfels zeigen, dass wir als leibliche Wesen immer schon auf die Wirklichkeit, die uns umgibt, und auf die Anderen, die mit uns leben, ausgerichtet und mit ihnen verbunden sind. Identität erweist sich so als verflochten in eine Dynamik, die immer auch über sie hinaus geht. Nie sind wir ganz bei uns selbst, Eigenes und Fremdes lassen sich nicht trennen. Die phänomenologische Analyse legt dar, dass Verbundenheit ebenso zu unserer Identität gehört wie Getrenntsein. Identität in einer offenen Wirklichkeit zeigt sich in unterschiedlichen Spuren, die je ihre eigene Qualität, Stärke und Begrenzung haben, sie zeigt sich als Verflechtung, als narrative Identität, als Individualität. Die Studie zeichnet diese Spuren nach.

Der Autor:

Dr. Frank Vogelsang, Diplom-Ingenieur und ev. Theologe, ist Direktor der Evangelischen Akademie im Rheinland. Er hat sich in Veröffentlichungen mit unterschiedlichen Aspekten des Verhältnisses von Philosophie und Naturwissenschaften beschäftigt. 2011 erschien von ihm »Offene Wirklichkeit. Ansatz eines phänomenologischen Realismus nach Merleau-Ponty« im Verlag Karl Alber.

Frank Vogelsang

Identität
in einer offenen
Wirklichkeit

Eine Spurensuche im Anschluss an
Merleau-Ponty, Ricœur und Waldenfels

Verlag Karl Alber Freiburg / München

Originalausgabe

© VERLAG KARL ALBER
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2014
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Satz: SatzWeise Föhren
Druck und Bindung: CPI buch bücher.de GmbH, Birkach

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier (säurefrei)
Printed on acid-free paper
Printed in Germany

ISBN 978-3-495-48644-3

Für Gabriele

Inhalt

Vorwort	11
Einleitung	13
1. Erste Orientierungen in der Frage nach der Identität . . .	29
1. Die Identität als Teil des kulturellen und geschichtlichen Wandels	31
2. Die existentielle Dimension der Frage nach der Identität . . .	41
3. Die Voraussetzungen der Identität in einer naturwissenschaftlich beschriebenen Welt	50
4. Die Identität im Spannungsfeld von Frage und Antwort . . .	58
2. Die Identität des Leibes als Zwischenleiblichkeit	66
1. Der Ansatz von Maurice Merleau-Ponty	70
A. Die Struktur des Verhaltens	74
B. Phänomenologie der Wahrnehmung	76
C. Das Sichtbare und das Unsichtbare	86
D. Resümee der Untersuchungen Merleau-Pontys: die Zwischenleiblichkeit	90
2. Der Ansatz von Bernhard Waldenfels	102
A. Das Verhältnis von Eigenem und Fremdem	102
B. Unterscheidungen des Fremden; der Fremde	110
C. Begrenzte Ordnungen zwischen Frage und Antwort . . .	114
D. Die Dynamik von Pathos und Response	119
E. Identität als Bestimmung der leiblichen Existenz . . .	123
F. Resümee der Untersuchungen von Waldenfels: die Responsivität in der Zwischenleiblichkeit	128
3. Zur Identität eines Selbst bei Paul Ricœur	133
A. Methodische Annäherungen an die Identität	136
B. Identität in der Unterscheidung von idem und ipse . . .	139
C. Die Rolle des Anderen	142

3. Die leibliche Existenz in einer offenen Wirklichkeit	149
1. Negative Identität und ihre Spuren	151
2. Der Beginn der Betrachtung beim eigenen Leib	157
3. Die Phänomene des Leibes	160
4. Die Erscheinungsweisen des Leibes	167
5. Die Entwicklung des Chiasmus als Schema des Leibes	168
6. Die Zuordnung der Erscheinungsweisen im Chiasmus	175
7. Strukturierungshilfen durch das Schema des Chiasmus	183
8. Die Besonderheit der Erscheinungsweise X	189
9. Die Phänomene der Erscheinungsweise X als ein exklusiver Zugang zur Identität?	192
10. Die Zeit in unterschiedlichen Erscheinungsweisen	200
4. Spuren der Identität in den Erscheinungsweisen der Wirklichkeit	204
1. Offene Wirklichkeit und Zwischenleiblichkeit	205
2. Spuren der Identität in der Erscheinungsweise X	209
A. Eine genauere Bestimmung der Phänomene mit Hilfe der Begriffe Pathos, Response und Diastase	211
B. Phänomene der Identität in der Erscheinungsweise X: die Verflechtung	220
3. Spuren der Identität in den Erscheinungsweisen Kultur	231
Exkurs: Die Rolle der Hermeneutik am Beispiel der Metapher	233
A. Eine Theorie der Zeit	244
B. Die Theorie der dreifachen mimēsis	255
C. Eine Theorie der Erzählung	264
D. Zur narrativen Identität	268
E. Narrative Identität und Handlungskontexte	272
F. Narrative Identität und Gemeinschaften	274
4. Spuren der Identität in den äußeren Erscheinungsweisen des Chiasmus	276
A. Spuren der Identität in der Erscheinungsweise Gedanke	278
B. Spuren der Identität in der Erscheinungsweise Ding	282
C. Das Wechselspiel der Erscheinungsweisen	289
D. Identität als Individualität in modernen Gesellschaften.	292

5. Bemerkungen zum Anderen innerhalb des Konzepts der Zwischenleiblichkeit	315
6. Identität als Verflechtung, narrative Identität, Individualität	322
Literatur	341
Personenregister	349

Vorwort

Die Wirklichkeit, in der wir leben, muss als eine »offene Wirklichkeit« beschrieben werden. Uns ist eine vollständige und geordnete Sicht auf die Wirklichkeit verwehrt, weil wir uns als leibliche Wesen immer schon in ihr engagiert vorfinden. Die Bedingungen unserer leiblichen Existenz sind von Maurice Merleau-Ponty und Bernhard Waldenfels in der Tradition phänomenologischer Philosophie erkundet worden. Die Wirklichkeit ist kein Objekt, sondern das Medium unserer Existenz. Es gibt für sie keine umfassende, alles übergreifende Ordnung, vielmehr existieren unterschiedliche und voneinander unabhängige Erscheinungsweisen. Je nach der Art und Weise, wie wir uns der Wirklichkeit zuwenden, zeigt sie sich anders. So gibt es auf der einen Seite des Spektrums naturwissenschaftliche Methoden, die zu objektivierenden Beschreibungen führen, auf der anderen Seite aber gibt es jene Zugänge zur Wirklichkeit, die durch eine konstitutive Verbundenheit des Betrachters mit dem Betrachteten gekennzeichnet sind. Die unterschiedlichen Erscheinungsweisen der Wirklichkeit lassen sich nicht aufeinander reduzieren. Unser Leib ist nicht nur die Bedingung für unseren Zugang zur Wirklichkeit, er bestimmt zugleich auch unsere Identität. Wie aber können wir uns unserer Identität vergewissern in einer Wirklichkeit, die wir als »offen« beschreiben müssen? Wir können unsere Identität nicht bestimmen als sei sie ein klarer Gedanke oder ein auffindbares Ding. Die vorliegende Untersuchung analysiert die Bedingungen der Frage nach unserer Identität und wird dabei auch Ergebnisse der Veröffentlichung »Offene Wirklichkeit. Ansatz eines phänomenologischen Realismus nach Merleau-Ponty« aufgreifen und weiter spezifizieren. Auf diesem Wege lassen sich unterschiedliche Spuren auffinden, die von dem zeugen, was uns direkt nicht zugänglich ist: unsere Identität.

Am Anfang soll ein Dank an all jene stehen, die mir in vielfältiger Weise geholfen haben, mir einen Weg zu einer größeren Klarheit zu bahnen und dies in der vorliegenden Form zu dokumentieren. Mein Dank gilt allen Gesprächspartnerinnen und -partnern, die mir in meiner

Vorwort

Arbeit an der Evangelischen Akademie im Rheinland immer wieder Anlässe gaben, nur Geahntes präziser zu formulieren. Ein besonderer Dank gilt Dr. Thomas Ulrich und Dr. Christian Hoppe, deren Hinweise und Entgegnungen mir auf dem Weg weiter geholfen haben. Petra Büssemeyer danke ich für ein genaues Korrekturlesen. Vor allem möchte ich mich bei Prof. Dr. Bernhard Waldenfels bedanken, der mir bei der Entwicklung dieser Gedanken mit wertvollen Hinweisen und Augen öffnenden Fragen geholfen hat. Seine Anregungen haben der Genese des Textes wichtige Impulse gegeben. Last but not least gilt mein Dank meiner Frau, die immer wieder als Gesprächspartnerin und mit geduldiger Nachsicht für die langen Zeiten am Schreibtisch die Entstehung dieses Buches befördert hat.

Einleitung

Wenn wir unsere Existenz zu verstehen suchen, fragen wir immer auch nach unserer Identität. Die Identität soll hier verstanden werden als Antwort auf die Frage: »Wer bin ich?«. Die unterschiedlichen Dimensionen dieser Frage und möglicher Antworten auszuloten, ist das Interesse dieses Buches.

Identität zwischen Bekanntem und Unbekanntem

Hat die Frage nach unserer Identität aber überhaupt eine Relevanz? Ist sie nicht eine eher überflüssige, eine unnötige Frage? In unserem Alltag taucht sie kaum auf, wann schon stellen wir uns die Frage: »Wer bin ich?«. In der Regel erscheint doch die Antwort mehr oder weniger trivial, weil sie uns bekannt ist, wir wissen in der Regel, wer wir sind, woher wir kommen, was uns ausmacht, wohin wir streben. Möglicherweise sind wir nicht zufrieden mit dem Leben, das wir führen. Möglicherweise stehen wir vor einer großen Entscheidung, die weitreichende Konsequenzen für das weitere Leben haben wird. Doch ist nicht auch dann die abstrakte und losgelöste Frage »Wer bin ich?« fehl am Platz? Geht es nicht vielmehr immer nur um eine bestimmte Wahl zwischen dieser und jener begrenzten Handlungsoption?

Diese kritische Rückfrage darf man nun nicht einfach beiseiteschieben. Im Gegenteil, sie führt uns mitten hinein in zentrale philosophische Probleme der Identität. Denn diese changiert tatsächlich zwischen dem Bekannten und dem Unbekannten, dem Verstandenen und dem Unverstandenen, dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren, dem Verfügbaren und dem Unverfügbaren, also in eigentümlicher Weise zwischen einander entgegengesetzten Polen, ohne sich recht fassen zu lassen. Auch wenn wir einen Einfluss auf unsere Identität haben, weil sie stets so existiert, dass wir sie immer auch gestalten können, so ist unsere Identität keine Größe, derer wir uns durch den Einsatz von Techniken versichern könnten. Trotz aller Steigerung der Leistungs-

fähigkeit moderner Medien können wir nicht als Avatare existieren, wir können uns nicht von Grund auf neue Identitäten geben. Die Fähigkeit, uns selbst zu gestalten, hat offenkundig fundamentale Grenzen. Wir finden uns immer schon in einer bestimmten Weise vor, sind hier oder dort geboren, haben diese oder jene Eltern, sind unter bestimmten Umständen aufgewachsen, sind schließlich durch bestimmte irreversible Einflüsse geprägt. Wenn wir immer schon wer sind, dann scheint es sinnlos und überflüssig zu sein, danach zu fragen, wer wir sind. Andererseits: In der Formulierung: »Wir finden uns vor.« liegt zugleich ein verräterisches Moment, das anzeigt, wie komplex die Verhältnisse tatsächlich sind. Denn wer sollten wir sein, dass wir uns zugleich vorfinden können? Sind wir diejenigen, die finden, oder diejenigen, die gefunden werden, oder gar beides? Die Verhältnisse beginnen bei genauerem Hinsehen derart zu schillern, dass es dann bald fraglich scheint, ob man mit begrifflichen Mitteln hier etwas erreichen kann. Wir sind das Subjekt, das nach der Identität fragt und machen uns durch die Frage zugleich zu dem Objekt, auf das alles Interesse fokussiert wird. So können wir uns nicht auf eine Seite schlagen und Eindeutigkeit erzwingen. Fragen wir nach unserer Identität, so sind wir schon in einem Spiel gefangen, dessen Regeln wir nicht verstehen. Deshalb geht es um beides, um die Frage und die Irritation über sie. Die Irritation über die Frage nach unserer Identität ist notwendigerweise Teil der Frage.

Identität in Verbundenheit

Philosophische Diskurse in der Moderne haben versucht, aus der Not eine Tugend zu machen: Hier gilt es als ein Kennzeichen von Oberflächlichkeit, wenn man sich mit alltäglichen Antworten und mit dem Gefühl begnügt, die Frage der Identität sei eigentlich doch gar kein großes Problem. So unterscheidet man gerne zwischen einem naiven Lebensstil, der sich mit dem Vorfindlichen begnügt, und einem reflektierten Lebensstil, der nach tiefer liegenden Strukturen und nach Antworten sucht, die sich nicht mit oberflächlichen Illusionen, mit Zuständen der Entfremdung, dem Unwahren, dem Offenkundigen zufriedengeben. Nur auf dem Weg der Mühe und der Reflexion, auf dem Weg des geduldigen und unnachgiebigen Fragens komme man, so die Vermutung, zu dem Eigentlichen, das unser Menschsein ausmacht. Identität ist ein Schatz am Wegesrand, auf den man erst einmal auf-

merksam werden und den man dann mit viel Geduld ausgraben muss. Die einfachen Antworten, die auf der Hand liegen, müssen dagegen falsche Antworten sein, die aus dem Uneigentlichen oder dem entfremdeten Zustand in der Gesellschaft resultieren. Doch heißt das nicht zugleich auch, dass die Identität unserer Existenz nur denen offensteht, die über besondere Vermögen verfügen, die zu besonderen Leistungen in der Lage sind und vor allem, die über die Zeit verfügen, sich der Frage zu widmen? Bedeutet das nicht wiederum, dass das eigentliche Menschsein nicht darin besteht, ein Mensch zu sein, sondern ein besonderer Mensch zu sein, ein Mensch mit besonderen Fähigkeiten? So kommt dieser besondere, durch das tiefgründige Fragen nach seiner Identität ausgezeichnete Mensch sehr schnell in einen Gegensatz zu der großen Masse anderer, der scheinbar fraglos lebenden Menschen zu stehen. Dies korrespondiert auf eine eigenartig dialektische Weise mit den Vorstellungen des zeitgenössischen gesellschaftlichen Mainstreams, von dem sich die philosophisch distinguierende Haltung doch eigentlich absetzen will. Dort bezieht sich die Identität auf das Individuum als eine für sich existierende Größe, die einmalig und unverwechselbar ist. Die geschilderte philosophische Haltung ist deshalb eher Ausdruck des gesellschaftlichen Mainstreams als eine Absetzung davon.

In diesem Buch soll dagegen die Position vertreten werden, dass das »Tiefste«, das »Fundamentalste«, das »Grundlegende« des Menschseins gerade nicht in einem ausgezeichneten, kulturell geformten Sonderbereich bestimmt werden kann, auch nicht in individuellen Leistungen, sondern jeder Art und Weise, wie Menschen leben, immer schon innewohnt. Identität kann nicht verstanden werden, wenn man sie als Auszeichnung Einzelner auf ihrem Sonderweg in Absetzung zu Anderen beschreibt, vielmehr setzt sie zunächst einmal die Anerkennung einer Verbundenheit mit Anderen voraus, auch wenn die Lebenswege durch unterschiedliche Akzente geprägt sein können. Wir haben immer schon eine kaum zu ergründende Identität, bevor wir über diese nachdenken und individuell zu gestalten beginnen. Wir sollten damit rechnen, dass die Identität unserer Existenz unabhängig von der jeweilig gewählten Lebensform eine derartige Tiefe und Komplexität hat, dass unsere in der Kultur entwickelten Kräfte etwa durch die philosophische Reflexion oder durch wissenschaftliche Analysen oder durch künstlerische Ausdruckskraft kaum in der Lage sind, diese ganz oder auch nur annähernd zu erfassen oder zum Ausdruck zu bringen. Gerade dadurch aber gerät die Frage nach unserer Identität in eine für jede Theorie so

prekäre Lage. Sie lässt sich nämlich weder durch ein bestimmtes philosophisches System noch durch die Ausdrucksmittel einer bestimmten kulturellen Tradition, auch nicht mit Hilfe eines bestimmten begrifflichen oder methodischen Verfahrens umfassend beantworten. Dies heißt nicht, dass sich deshalb die Mühe erübrigt, der Frage nach der Identität mit aller zur Verfügung stehenden philosophischen Reflexivität und Strenge nachzugehen. Wir müssen, oder besser: Wir dürfen aber feststellen, dass stets Antworten existieren, die sich durch unseren faktischen Lebensvollzug einstellen. Nur mitten aus einem Leben heraus, das immer schon eine bestimmte Identität ausgebildet hat, sind wir in der Lage, nach unserer Identität zu fragen. Weder gibt es eine künstliche Ausgangssituation, die eine grundsätzliche Besinnung von Beginn an ermöglichen würde, noch gibt es ein Abstraktionsverfahren, das uns aus dem Vorfindlichen herausreißen könnte. Wir sind bei der Suche nach unserer Identität offenkundig nicht Herr des Verfahrens und können es auch nicht werden. Wir erleben uns im Fragen nach uns selbst als Beteiligte, als Teilnehmer eines Geschehens, die sich nach Kräften bemühen, sich innerhalb eines nicht vollständig verstandenen Reglements zu behaupten und zu finden. Wir müssen uns immer wieder auch mit Antworten begnügen, die uns zu einem großen Teil schon vorgegeben sind. Doch auch diese Aussagen können schnell zu Missverständnissen führen, wenn man sie nun als konservatives Plädoyer für spezifische Traditionen versteht und gegen einen modernen Individualismus richtet. Beide haben eine unbestreitbare Bedeutung, aber beide reichen nicht aus. Die Verhältnisse sind komplizierter und vielfältiger. Darauf möchte diese Arbeit aufmerksam machen.

Identität einer spannungsvollen Existenz

Wären wir schon voll und ganz mit unserem Lebensvollzug identisch, dann wäre die Frage »Wer bin ich?« ohne Bezug, sie hätte keine Ausrichtung, sie erzeugte keinen Spannungsbogen. Es gibt eben beides: unser Eingebundensein und unsere Distanzierungsfähigkeit. De facto stellen wir die Frage nach unserer Identität immer wieder neu und ebenso finden wir Antworten dazu immer schon vor. In diesem Buch soll es deshalb nicht darum gehen, bestimmte Antworten anderen gegenüber auszuzeichnen, auch nicht dadurch, dass einigen scheinbar eine höhere philosophische Dignität zukommt als anderen. Es ist dagegen hier das

Ziel, auf die Bedingungen hinzuweisen, unter denen wir die Frage stellen und nach Antworten suchen können. Diese Bedingungen sind alles andere als einfach. Ein näheres Hinsehen wird zum Beispiel zeigen, dass die Frage stets Teil eines antwortenden Verhaltens ist. Auch scheint es nichts zu geben, was nicht Teil einer Antwort sein könnte. Hat aber alles das gleiche Gewicht? Vor allem aber wollen wir danach fragen, welche Register, welche Ressourcen uns zur Verfügung stehen, wenn wir bewusst oder unbewusst uns auf die Frage nach unserer Identität einlassen, wenn wir explizite Antworten suchen, die immer auch schon durch unseren Lebensvollzug angelegt sind. Wie unterscheiden sich die Antworten, welche Typologien lassen sich aufstellen, was kennzeichnet bestimmte Erfahrungen im Umgang mit der Frage nach unserer Identität? Wenn wir den Differenzen genügend Aufmerksamkeit widmen, wächst damit auch eine Ahnung für die Potentiale und die Reichweite der Frage nach Identität und ihre möglichen Antworten und Erfahrungen.

Hier ist der richtige Ort für die Forderung nach philosophischer Genauigkeit. Hier geht es nicht darum, bestimmte Antworten auf die Frage nach der Identität anderen gegenüber vorzüglicher erscheinen zu lassen, sondern es geht darum, auf sie in all ihrer Unterschiedlichkeit erst einmal aufmerksam zu werden. Hier allerdings können eine platte Alltäglichkeit und der »gesunde Menschenverstand« ein Hindernis sein. Es ist nicht die Aufgabe, eine so oder so gegebene Antwort zu bewerten, sondern erst einmal möglichst umfassend die Bandbreite menschlicher Antworten in ihren spezifischen Besonderheiten zu sichten. Dies ist nur dann möglich, wenn man zunächst bereit ist, sich von den kulturell oder persönlich präferierten, aber damit auch eingeschränkten Vorstellungen, was die eigene Existenz, das eigene Selbst sei, zu lösen. Denn die je und je kulturell dominanten Vorstellungen, aber auch simple Entgegensetzungen zum kulturellen Mainstream engen das Blickfeld ein.

So wird es hilfreich sein, sich daran zu erinnern, dass wir in einer offenen, nicht ausmessbaren Wirklichkeit leben. Im Sinne eines phänomenologischen Realismus kann man eine einfache Gleichung aufstellen: Das, was sich zeigt, ist wirklich. Doch das, was sich zeigt, kann in sehr unterschiedlichem Maße Ausdruck unserer Identität werden. Was kann dann als Ausdrucksform von Identität gelten? Welchen Spuren sollen wir folgen, wenn wir uns auf eine systematische Suche nach der Identität machen, welche aber können wir von Beginn an ausschließen?

Die Spuren unserer Identität finden wir nicht wahllos verstreut vor, sie unterliegen gewissen Regeln, ohne dass diese zu klaren und zwingenden Bestimmungen führen würden. Gäbe es hier eine eindeutige Beziehung zwischen bestimmten Phänomenen und unserer Identität, dann müssten diese nur analysiert werden und die Frage nach der Identität ließe sich abschließend bearbeiten. Es gibt aber offenkundig keine Phänomene, die aus sich heraus eine Eindeutigkeit generieren. So mag es sein, dass ich in einem Spiegel mich selbst sehe und doch, oder gerade dann, etwas befremdet fragen kann: »Wer bin ich?«. Gleiches gilt, wenn wir unseren Ausweis in der Hand halten oder wenn andere Menschen uns mit deutlichen Zeichen zu verstehen geben, sie wüssten schon, wer wir seien. Auch das kann geradezu eine Irritation hervorrufen, da die Frage nach unserer Identität uns nun plötzlich von außen eingeengt erscheint. Wann sind die Phänomene, die sich uns zeigen, mit unserer Identität verbunden? Inwieweit können Phänomene unsere Identität zum Ausdruck bringen, gibt es hier unterschiedliche Aspekte oder zeigt sich die Identität immer auf dieselbe Weise? Wenn man das an einigen Beispielen erprobt, stellt man fest, dass das, was sich als eine Spur unserer Identität anbietet, sehr heterogen ist. Zudem können alle Phänomene als Hinweis auf unsere Identität immer auch in Frage gestellt werden, man kann sich gerade im Namen der Identität gegen bestimmte Weisen ihrer Bestimmung wehren.

Die Frage nach der Identität als die Frage nach einem »Ganzen«

Die Bestimmung unserer Identität ist ein sehr weitreichender Vorgang, immer steht das »Ganze« unserer Existenz auf dem Spiel. Demgegenüber aber können die Phänomene, in denen sie sich zeigt, schnell vorläufig, einseitig, unvollständig, willkürlich wirken. Bin ich wirklich mit diesem Gesicht im Spiegel identisch, bin ich wirklich durch das erfasst, was der Ausweis von mir sagt, bin ich wirklich der, von dem der andere Mensch meint, dass ich der sei? Die Identität steht für das »Ganze« meiner Existenz, sie lässt sich nicht partikular denken. Wie aber sollte meine Existenz, dieses Spannungsvolle, Heterogene und Widersprüchliche als ein »Ganzes« gedacht werden? Vor allem: Wie zeigt sich ein »Ganzes«? Dies schon scheint einen Zugang, der bei partikularen Phänomenen ansetzt, zu sprengen. Erzwingt die Frage nicht umfassende

metaphysische Entwürfe, die ebenso in großen Gesten den Aufbau der Welt als »Ganze« beschreiben?

An dieser Stelle kommt eine fundamentale Vermutung zur Geltung, die die Argumentation der Arbeit prägen wird. Die Frage nach der Identität unserer Existenz lässt sich nicht beantworten, wenn man sie als eine rückbezügliche, auf »sich selbst« konzentrierte Frage versteht. Identität in dem hier verstandenen Sinne als Antwort auf die Frage: »Wer bin ich?« ist nicht die Eigenschaft einer in sich geschlossenen Struktur, etwa eines einzelnen Wesens, das wie eine Eisenkugel isoliert von anderem existiert. Deshalb ist das Wort »das Ganze« stets in Anführungszeichen gesetzt: Die Identität referiert nicht auf etwas uns in irgendeiner Perspektive abgrenzbar Gegebenes. Tatsächlich greift die Frage nach der Identität notwendigerweise über ein von anderem isoliertes Ich hinaus, sie greift vielmehr auf andere Menschen und auf die uns umgebende Wirklichkeit über.¹ Es wird sich im weiteren Verlauf des Buches zeigen, dass das, was auch immer unsere Identität ausmacht, eine Größe ist, die nur dann bestimmt werden kann, wenn man zugleich ihre konstitutive Verbundenheit mit anderen Menschen und mit der Wirklichkeit herausarbeitet. Identität erscheint nicht als ein in sich Abgeschlossenes und Abgegrenztes, sie ist uns so auch nicht zugänglich. Die entscheidende Frage also wird sein, wie es möglich ist, von unserer Identität in einer Wirklichkeit zu reden, die sich in ganz unterschiedlichen Erscheinungsweisen zeigt, in einer Wirklichkeit, die uns kein Gegenüber ist, mit der wir vielmehr immer schon verbunden sind. Das Spektrum möglicher Antworten auf die Frage nach der Identität ist also eng verknüpft mit der Vorstellung, die wir von der Wirklichkeit haben. Denn diese gibt einen Deutungsrahmen vor, innerhalb dessen sich die Identität bestimmen lässt. Die Frage nach der Identität stellt sich in einer Wirklichkeit, die man als offene Wirklichkeit beschreiben muss, die sich nicht auf eine einzige begriffliche oder anschauliche Darstellung reduzieren lässt. Unsere Existenz hat entgegen den Vorstellungen einer festen Verankerung eher einen frei schwebenden Charakter. Sie kann nicht als Teil einer größeren Ordnung verstanden werden. Das macht

¹ In diesem Sinne ist Identität den Hyperphänomenen zuzurechnen, so wie Bernhard Waldenfels sie versteht: »*Etwas* zeigt sich als *mehr* und *als anders*, als es ist. Darin liegt ein Paradox, das an die Identität von Dingen und Bezugsobjekten, aber auch an die Identität unserer selbst und aller anderen rührt: *Jemand* ist zugleich *mehr* und *anderes*, als er oder sie ist.« Waldenfels 2012: 9.

Einleitung

die Existenz fragil und ausgesetzt. Sie kann sich also nicht auf sich selbst zurückziehen oder sich in einen größeren Zusammenhang einordnen. Wir sind vielmehr in vielfältige, irreduzible Zusammenhänge eingebunden und erleben unsere Identität als etwas, was jederzeit auf dem Spiel stehen kann. Dabei zerfällt jedoch nicht alles in regellose Einzellelemente. Die Frage nach der Identität wäre auch dann einfach zu beantworten, wenn es definitiv keine gäbe. Dann bliebe nur die eine Antwort, der Odysseus dem Zyklopen gab: Er sei Niemand. Gäbe es keine Identität, wären wir uns nicht nur völlig undurchschaubar, es gäbe auch keine Ahnung von dem, was Identität eigentlich bedeuten, worauf die Frage zielen sollte. So bleiben wir auf einer Suche, die ihr Ziel nie endgültig erreicht. Die Bedingungen der Identitätsbestimmungen in all ihrer Vielfältigkeit und Verschiedenheit herauszuarbeiten, soll das Ziel dieser Untersuchung sein.

Zum Aufbau des Buches

Die Weise, wie wir unserer Identität Ausdruck verleihen, die Frage, welche Phänomene wir als gültige Erscheinungsformen unserer Identität anerkennen, ist stark durch die Kultur beeinflusst, in der wir leben. In einem ersten Kapitel soll deshalb auf einige Charakteristika der Kultur der Moderne hingewiesen werden, die für die Bestimmung der Identität von Bedeutung sind. Identität wird hier vor allem verstanden als die Identität eines Individuums. In diesem Kontext spielen die Naturwissenschaften auch deshalb eine wichtige Rolle, weil sie die Bedingungen für die Artikulation unseres Selbstverständnisses prägen. Doch auch im Zeitalter der exakten Wissenschaften gilt: Unsere Identität bleibt als Ausdruck unserer Existenz eine geheimnisvolle Größe, die sich nicht eindeutig fassen lässt, die zwischen immer schon gegebenen Antworten und immer wieder neuem Fragen changiert, ein Wechselspiel, in das wir auf eine existentielle Weise eingebunden sind. Die ersten Sondierungen zeigen, dass die Frage nach der Identität auch in der modernen Zeit nicht leichter bearbeitet und beantwortet werden kann. Offenkundig haben die stark erweiterten wissenschaftlichen Fähigkeiten zur Orientierung in der Welt nur einen geringen Einfluss auf die Weise, wie wir die Frage nach der Identität beantworten können. Die Ausführungen im ersten Kapitel haben einen einleitenden und hinführenden Charakter. Wer sich für die im engeren Sinne fachphilosophi-

sche Argumentation interessiert, kann dieses Kapitel überschlagen und gleich mit dem zweiten beginnen.

Im zweiten Kapitel werden auf der Grundlage der Arbeiten von Maurice Merleau-Ponty und Bernhard Waldenfels die Bedingungen der leiblichen Existenz genauer untersucht. Die Größe, die mit der Frage »Wer bin ich?« korrespondiert, wird als unsere *leibliche* Existenz bestimmt. Dabei wird sich herausstellen, dass die leibliche Existenz nur dann angemessen interpretiert werden kann, wenn man die Betrachtung nicht bei einem isolierten Individuum beginnt, sondern von Beginn an die Existenz anderer Menschen berücksichtigt. Identität referiert nicht auf etwas, was von der Welt oder anderen Menschen abgrenzbar wäre, sondern auf etwas, was nur existiert, weil und insofern es mit der Welt und anderen Menschen verbunden ist. Mensch zu sein bedeutet, in einem sehr fundamentalen Sinn mit anderen Menschen und ebenso auch mit der umgreifenden Wirklichkeit verschränkt, verflochten zu sein. Merleau-Ponty hat für die Beschreibung dieses Zusammenhangs den Begriff der Zwischenleiblichkeit zwischen dem Ich und dem Anderen vorgeschlagen. Dies ist für die folgenden Überlegungen die Grundlage, um Zugänge zur Identität präziser beschreiben zu können. Die Art und Weise, wie Merleau-Ponty selbst diese Metapher deutet, hilft, die Verflechtung nicht als ein harmonisches Miteinander, auch nicht als ein konturloses Ineinander, sondern als eine Verbindung zu verstehen, die Bindung und Trennung zugleich zum Ausdruck bringen kann. Waldenfels, der an diesen Ansatz anknüpft, zeigt darüber hinaus, dass wir je und je aufgestört, verstört sind, wenn wir die Frage nach der Identität stellen, ja dass die Frage nach unserer Identität einem antwortenden Verhalten gleichkommt. Die Zwischenleiblichkeit beschreibt kein symmetrisches Verhältnis zwischen dem Ich und dem Anderen, sondern beinhaltet eine grundlegende Asymmetrie. Die Asymmetrie kommt in der Entdeckung der Responsivität zum Ausdruck, die Waldenfels eingehend beschrieben hat. Um die Ausrichtung dieser beiden Konzepte deutlicher werden zu lassen, sollen sie von einer anderen, philosophisch aber eng verwandten Strategie abgesetzt werden, die mit dem Begriff des »Selbst« operiert. Der Ansatz von Paul Ricoeur hat einerseits eine große Nähe zu den beiden zuerst genannten Ansätzen, unterscheidet sich aber insbesondere in der Art und Weise, wie er den Begriff des Anderen in sein Konzept einführt.

Das dritte Kapitel bereitet auf der im zweiten Kapitel gelegten Grundlage eine differenzierende Analyse jener Phänomene vor, die als

Ausdruck oder als Spur unserer Identität gelten können. Der leibphänomenologische Ansatz führt zu der Erkenntnis, dass es keine umfassende Bestimmung der Identität geben kann, dass alle Antworten immer partikuläre Antworten sein müssen, die als Spuren der Identität interpretiert werden können. Um diese aufspüren zu können, ist es wichtig, zunächst einmal im Allgemeinen die Phänomene der Wirklichkeit anhand einiger Kriterien voneinander unterscheiden zu können. Die Ausführungen hierzu greifen auf Ergebnisse einer früheren Veröffentlichung zurück, auf »Offene Wirklichkeit. Ansatz eines phänomenologischen Realismus nach Merleau-Ponty«. ² Das an konzeptionelle Vorschläge von Merleau-Ponty angelehnte Schema des Chiasmus wird hier als eine Heuristik vorgeschlagen, mit Hilfe derer die Phänomene der Wirklichkeit zueinander in ein Verhältnis gesetzt werden können. Die Fähigkeit zur Unterscheidung der Erscheinungsweisen der Wirklichkeit ist dann eine Grundlage für die Unterscheidung der Modi, in denen sich unsere Identität zeigen kann. Die Heuristik des Schemas des Chiasmus wird im Kontext dieser Arbeit die Grundlage bilden für eine Interpretation der Zwischenleiblichkeit, durch die unterschiedliche Spuren der Identität identifizierbar werden.

Das vierte Kapitel ist einer Analyse der Spuren unserer Identität in den unterschiedlichen Erscheinungsweisen der Wirklichkeit gewidmet. Ohne Zweifel gibt es Spuren in den im hohen Maße geordneten Erscheinungsweisen, in denen logisch verbundene Gedanken oder naturwissenschaftlich beschriebene Dinge sich zeigen. Diese Einsichten können unmittelbar an unser Alltagsempfinden anknüpfen: Meine Gedanken sind nur meine Gedanken, mein Körper ist durch seine DNS als ein einzigartiger Organismus ausgewiesen. In den Bereich von Phänomenen relativ hoher Ordnung gehört auch die neuzeitliche Vorstellung des Menschen als eines Individuums. Diese Vorstellung wird stark durch aktuelle gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungen unterstützt. Doch die Untersuchung wird zeigen, dass die Eindeutigkeit der Spuren von Identität in diesen hoch geordneten Kontexten deren Fähigkeit mindert, als Antwort auf die Frage »Wer bin ich?« zu gelten. Anders verhält es sich bei den Phänomenen jener Erscheinungsweisen der Wirklichkeit, die kaum geordnet sind und die sich in der Mitte des Schemas des Chiasmus befinden. Hierher gehören all jene Phänomene, die eine starke Verbundenheit mit dem Anderen, mit der Welt zum

² Vgl. Vogelsang 2012 (2).

Ausdruck bringen. Gerade sie werden als starke Erfahrungen der eigenen Identität interpretiert. Ihr Nachteil ist allerdings, dass sie eine ephemere Natur haben, dass sie nicht »beherrschbar« sind. Man kann sich ihrer durch keine Technik versichern, man kann sie nicht wiederholen. In einem Übergangsfeld zwischen den stark geordneten und den wenig geordneten Spuren der Identität befinden sich schließlich jene, die man dem historisch-kulturellen Bereich zuordnen kann. Hier zeigen sich Spuren, die für uns im lebensweltlichen Kontext die größte Bedeutung haben: Erzählungen, Handlungen, biographische und historische Beschreibungen. Wenn man die Spuren der Identität unterschiedlicher Erscheinungsweisen, so wie der Chiasmus sie zu differenzieren hilft, miteinander vergleicht, zeigt sich eine bestimmte Tendenz: Je weniger geordnet, je ambivalenter, je dialektischer die Phänomene sind, desto stärker können sie als eine Antwort auf die uns leitende Frage nach der Identität gelten.

Das fünfte Kapitel fragt nach dem Anderen, der ja eine grundlegende Bedeutung für die Bestimmung der Identität hat. Lässt sich in analoger Weise zu den Spuren der Identität auch der Andere bestimmen? Die Unterscheidung von Ich und Anderem ist grundlegend, deshalb können die Ergebnisse der Spuren der Identität nicht einfach auf die Bestimmung des Anderen übertragen werden. Das sechste Kapitel schließlich fasst die wichtigsten Ergebnisse der Untersuchung zusammen.

Unsere Identität wird uns auch dann ein Geheimnis bleiben, wenn wir mit der Ausnutzung aller Differenzierungskünste ihren unterschiedlichen Spuren nachgegangen sind. Allen Versprechungen und Verheißungen, die einen kurzen, lern- bzw. lehrbaren Weg zur Identität verheißten, sollte man mit großem Misstrauen begegnen. Die Vielfalt der Phänomene ist sehr groß, unter denen sich unsere Identität zeigen kann. Dies ist eine nicht versiegende Quelle kultureller Mannigfaltigkeit und Entwicklung. Jede Kultur wird sich daran messen lassen müssen, inwieweit sie differenzsensibel ist für die unterschiedlichen Spuren, die unsere Identität in den Phänomenen der Wirklichkeit hinterlässt. Für unsere Kultur stellt sich die Frage, inwieweit sie in der Lage ist, der heute vorherrschenden Meinung zu widerstehen, die in einem Menschen nur das besondere Exemplar einer bestimmten Gattung sieht, das man dann am besten versteht, wenn man es von seiner Umwelt isoliert betrachtet.

Die Wanderung als ein vorläufiges Bild

Diese Arbeit wird auf dem Weg der Entwicklung der Gedanken unterschiedliche philosophische Konzepte diskutieren. Das Ziel ist es, die Fähigkeit zur Unterscheidung der differenten Spuren unserer Identität zu steigern. Dabei werden die Analysen zugleich darauf weisen, dass wir das, was wir als unsere Identität erleben, nur sehr unzulänglich durch eindeutig definierte Begriffe erfassen können. Ebenso entzieht sich unsere Identität hartnäckig einer anschaulichen Bestimmung. Auch am Ende des Buches wird es nicht möglich sein, Identität als eine klar umrissene Figur zu präsentieren. Dort, wo eine begrifflich strukturierte Sprache versagt, mag es hilfreich sein, poetisch und metaphorisch zu reden. Deshalb möchte ich gleich zu Anfang der Untersuchung ein Bild für die Identität vorschlagen, das helfen mag, das, worum es geht, ein wenig anschaulicher zu beschreiben. Es soll lediglich ein erstes, vorläufiges konzeptionelles Verständnis des komplexen Problems der Identität ermöglichen und erhebt nicht den Anspruch, die folgenden Untersuchungen zu ersetzen. Dabei ist es natürlich beeinflusst von den Ergebnissen, die im weiteren Verlauf dieser Untersuchung erarbeitet werden sollen. Doch gerade deshalb darf die bildhafte Sprache nicht Präzision suggerieren, wo keine besteht. Mit guten Gründen kann man auch eine Skepsis gegenüber zu viel Anschaulichkeit in grundlegenden philosophischen Fragen hegen. Daniel Dennett hat für den problematischen Gebrauch von Bildern den Ausdruck »intuition pump« geprägt.³ Eine Anschauung kann in der Tat das falsche Gefühl der Sicherheit erzeugen und damit gerade jene heuristische Funktion der Bilder blockieren, um derentwillen sie eingeführt werden. Man hat dann scheinbar eine klare Vorstellung von einer Sache und kann die Anschauung zugleich durch weitere Anschauungen verstärken. Offenkundig gibt es einen problematischen Gebrauch von Bildern immer dann, wenn sie ein Einverständnis generieren sollen, das bestehende Erkenntnisse oder Meinungen absichert, aber keine neuen schafft. Meines Erachtens ist dies insbesondere bei länger etablierten bildhaften Beschreibungen über unsere Welt der Fall, etwa bei der kosmologischen Rede vom Urknall, bei bestimmten Vorstellungen von der Evolution oder von der Funktion des menschlichen Gehirns.⁴ Ein möglicher *Miss-*

³ Vgl. Dennett 2005: 3.

⁴ Vgl. einleitendes Kapitel aus Vogelsang 2012 (2).

brauch von Bildern sollte aber ihren grundsätzlichen Gebrauch nicht verhindern. Ein Kriterium, das über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit von Bildern entscheidet, sollte meiner Ansicht nach sein, ob ein Bild eine größere Differenzierungskraft hat als jene, die zuvor im Gebrauch waren. Je enger und ausschließender ein Bild fungiert, desto kritischer sollte man ihm gegenüber sein. Bilder und Anschauungen akzentuieren manches und schließen zugleich anderes aus. Wie immer beim Gebrauch von Bildern ist darauf zu achten, dass diese nicht eine Eindeutigkeit generieren, wo keine besteht. Entscheidend für die Wahl und den Gebrauch dieses Bildes ist seine heuristische Funktion, also ihre Fähigkeit, neue Einsichten zu vermitteln und neue Zusammenhänge aufzudecken.⁵

Unter diesen Einschränkungen und Prämissen soll das Bild der Wanderung die schwer zu bestimmende Größe der Identität in einem ersten Schritt beleuchten helfen.⁶ Es hat eine vielfältige und bedeutende Tradition, die Wanderung wird in religiösen und weisheitlichen Erzählungen gerne als Bild und symbolische Verdichtung des Lebens verwendet. Die Wanderung soll in dem Kontext der folgenden Betrachtungen nicht für das Leben, sondern für die Identität stehen. Weiterhin ist es nicht der Wandernde, sondern es ist die *Bewegung* der Wanderung, die die Identität konstituiert. In diesem Sinne gilt: Die Wandernden

⁵ So beschreibt Ricœur die Metapher im Vergleich zum wissenschaftlichen Modell: »Das zentrale Argument ist die Idee, dass sich die Metapher zur dichterischen Sprache verhält wie das Modell zur Wissenschaftssprache, soweit man nämlich in beiden Fällen die Wirklichkeitsbeziehung betrachtet. In der Wissenschaftssprache ist nun aber das Modell hauptsächlich ein heuristisches Instrument, das vermittels der Fiktion eine inadäquate Interpretation sprengen und einer neuen, adäquateren den Weg bahnen soll.« Ricœur 1975: 228.

⁶ Bewegung ist auch in anderer Form eine Hilfe gewesen, menschliche Identität zum Ausdruck zu bringen. Hier ist insbesondere an die Metapher des Tanzes zu erinnern. Herausragend ist die Art und Weise, wie Norbert Elias sie in seinem Buch »Über den Prozess der Zivilisation« eingeführt hat, in dem er den Begriff der Figuration beschreibt: »Der Begriff der Figuration lässt sich leicht veranschaulichen durch den Hinweis auf gesellschaftliche Tänze.« Elias 1939 (1): LXVIII. Ähnliche Verweise auf den Tanz finden sich immer wieder, etwa auch bei Alva Noë: »Die menschliche Erfahrung ist ein Tanz, der sich in der Welt und mit anderen entfaltet.« Noë 2011: 13. Die Wanderung und der Tanz haben als Metaphern die gemeinsame Stärke, dass sie auf die Bewegung abheben und damit in der Lage sind, auf Verbindungen und Verschränkungen aufmerksam zu machen, die üblicherweise übersehen werden. Die Metapher der Wanderung wird hier aber vorgezogen, da sie es besser ermöglicht, an die geschichtliche Existenz des Menschen und die Randbedingungen, die die Natur stellt, anzuknüpfen.

sind nur dadurch »wer«, weil sie wandern, weil sie sich in einer Bewegung finden. Die Wanderung ist keine akzidentielle, zufällige Tätigkeit, sondern notwendiger Ausdruck der Wandernden, sie ist genuiner Ausdruck ihrer Existenz. Dies gilt für einzelne Menschen, aber auch für Familien, Gruppen, Völker, ja ganze Zivilisationen. Alle Menschen partizipieren an dieser Wanderung, kein Mensch ist ausgeschlossen, jeder wird von Beginn an, von Geburt an von Anderen mitgenommen und ist in die kollektive Bewegung einbezogen.

Die Wanderung beschreibt als bildhafter Ausdruck ein umfassendes, vieldimensionales soziales Geschehen, aus dem nur nachträglich analytisch einzelne Aspekte hervorgehoben werden können. Die Wanderung hat notwendigerweise eine *soziale* Dimension, da jeder Mensch sich in eine Bewegung eingebunden erfährt, die er selbst nicht begonnen hat, sondern die durch sein Verhältnis zu Anderen vorgegeben ist. Sie hat ebenso eine *materielle* Dimension, da zur Wanderung eine Versorgung mit Nahrung unumgänglich ist, sie hat schließlich eine *ideelle* Dimension, weil eine Wanderung nur dann nicht in eine regellose Abfolge von Bewegungen zerfällt, wenn sie eine Orientierung hat, wenn sie in einer umfassenden Bewegung gedeutet werden kann.

Die soziale, die materielle und die ideelle Dimension sind eng miteinander verbunden. Sowohl die Nahrungsbeschaffung wie auch die Orientierung sind von Grund auf soziale Prozesse, die durch Sprache und soziale Interaktionen vermittelt werden. Diese beiden Dimensionen sind aber auch direkt eng miteinander verschränkt: Das, was Nahrung ist, wird erst durch die Orientierung sichtbar. Die Orientierung aber richtet sich vor allem auch nach dem, was als Nahrung gelten kann.⁷

Gerade weil die Wanderung kein intrinsisches Ziel hat, müssen Kollektive wie auch einzelne Menschen immer wieder darüber Rechenschaft ablegen, wohin sie sich ausrichten sollen. Orientierung ist ein unverzichtbares Element der gemeinsamen und auch der je einzelnen Bewegungen, damit diese nicht in zusammenhanglose Ortsveränderungen zerfallen. Die Wanderung durchquert ein schwer zu beschreibendes

⁷ Merleau-Ponty drückt dieses Grundverhältnis in den Begriffen Geschichte (für Wanderung), Ökonomie (für Nahrungsbeschaffung) und Ideologie (Orientierung) so aus: »Es ist die Idee, dass wie Stoff und Form in ein Kunstwerk oder in ein wahrgenommenes Ding Ökonomie und Ideologie in die Totalität der Geschichte eingebunden sind.« Merleau-Ponty 1948: 178.

Terrain, es gibt kaum Fixpunkte, nur wenige diffuse Ausblicke auf künftige Wegstrecken und auch nur eine eingeschränkte und selektive Sicht auf den schon zurückgelegten Weg. Ebenfalls wichtig ist die ständige Nahrungsbeschaffung, denn sie erst gewährleistet die Versorgung der ständig aufrechtzuerhaltenden Bewegung, der unablässigen Fortsetzung der Wanderung. Die Nahrung erhalten die Wandernden durch die sie umgebende Natur, in die sie ganz und gar eingelassen sind, deren Teil sie sind.

Die Bewegung der Wanderung ist durch die gegenseitige Durchdringung der drei Dimensionen konstituiert, die geprägt ist von einem unablässigen Wechsel zwischen Frage und Antwort, Suchen und Finden, Anspannung und Entspannung. Sie formt soziale Strukturen und verändert sie. Nie entsteht ein stabiler Zustand, immer wieder gibt es neue Konstellationen. Alles unterliegt einem kontinuierlichen Wandel.

Die große Wanderung aller ist kein harmonisches Geschehen. Die Geschichte der Menschheit ist auch eine Geschichte des Kampfes um Ressourcen und um Deutung in wechselnden sozialen Formationen. Dabei erhalten oft wenige viel und viele wenig. Manche Bewegungen werden begünstigt, andere behindert, manche haben viele Freiheitsgrade, andere dagegen wiederum wenige. Der Verteilungskampf unter verschiedenen Gruppen ist durch Ressourcenzugänge ebenso bestimmt wie durch die Weisen der Orientierung. Immer wieder kommt es zu Rivalitäten und Verdrängungen. Das Bild der Wanderung will also nicht ein Ganzes suggerieren, in das alle gemeinsam auf konfliktfreie Weise eingebunden sind. Die anderen Menschen können als Unterstützung der eigenen Bewegung, aber auch als Behinderung derselben oder sogar als ihre Bedrohung verstanden werden. Es etablieren und refigurieren sich Verteilungsstrukturen, auch sie sind in einem steten Wandel begriffen und müssen immer wieder neu ausgehandelt und gestaltet werden.

Der Ort und die Bedingungen, unter denen wir die Wanderung beginnen, die jeweilige Fähigkeit zur Orientierung und zur Nahrungsbeschaffung sind immer auch von denen vorgegeben, die uns von Kindesbeinen an begleiten. Wohl ist es aber immer möglich, dem eigenen Weg eigene Akzente zu geben. Die Differenzen zwischen der eigenen Bewegung und der Bewegung Anderer verwischen nicht oder werden konturlos. Innerhalb eines begrenzten Rahmens ist es möglich, auf der Wanderung einen je eigenen Stil auszuprägen. In den letzten Jahrhunderten sind in den europäischen Gesellschaften diese Stile immer vielfältiger geworden, die Möglichkeiten zur Individualisierung sind kon-

Einleitung

tinuierlich gestiegen. Dann betrachten Menschen ihre Bewegung, ihren Anteil an der Wanderung als eigenständig und unabhängig und sie achten vor allem auf die Unterschiede zu anderen Wanderern. Doch all diese Differenzierungen können die grundlegenden Gemeinsamkeiten aller Menschen unabhängig von Zeit und Ort nicht negieren.

Die Grundlagen für die hier angedeuteten Aussagen systematisch herauszuarbeiten, wird im Zentrum der folgenden Überlegungen stehen. Wollen wir unserer Identität in einem umfassenderen Sinne auf die Spur kommen, so müssen wir insbesondere lernen, auf jene verschwiegenen Dimensionen unserer Existenz zu achten, von deren Voraussetzungen wir immer schon leben, bevor wir uns als eigenständige Wesen zu erfahren in der Lage sind. Erst dann kann das partielle Recht des Verständnisses der Identität als der eines Individuums behauptet werden.